

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31370-9

© 1995, Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano
© 2015, Mondadori Libri S.p.A., Milano

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Wir befinden uns in »jener unvorstellbaren Zeit, in der Washington ein sumpfiges Dorf ohne eine einzige Kirche war und man in Berlin, aber auch in New York leben konnte, ohne die Arbeiter auch nur wahrzunehmen«: Deutschland zerfällt in kleinste Provinzen, Preußen überwirft sich mit allen, Napoleon ist an der Macht und scheint nicht nur mit der Eroberung Englands zu drohen, sondern sogar damit, sich Amerika einzuverleiben. Das ist auch der Grund, warum am 13. Juli 1806 der junge Amerikaner Robert Pyle im Hafen von Amsterdam an Land geht und sich eine schnelle und, wie er hofft, bequeme Kutsche kauft: Er ist von seinem Onkel, einem amerikanischen Diplomaten, beauftragt worden, in Preußen herauszufinden, ob es zwischen dem Königreich und Napoleon Krieg geben könnte; seine Berichte vor Ort sollen des Onkels Bemühungen unterstützen, die USA an England anzunähern und so für amerikanische Handelsschiffe die Kontinentalsperre zu unterlaufen.

Dieser Roman ist sein Tagebuch, das er auf erstaunliche Weise Tag für Tag während seiner Reise durch Deutschland, über Münster, Hannover, Braunschweig, Berlin, Warschau, Dresden und Weimar, geführt hat, geschrieben auf Tischen von Wirtshäusern oder in den Palästen der Fürsten und Herzöge, bevor er – nicht selten – mit einer Dame ohne große Umschweife zu Bett ging.

Während seiner drei Monate währenden Reise vom Juli bis zum Oktober 1806 – als Preußen in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt von Napoleons Armee vernichtend geschlagen wird – notiert der amerikanische Spion mit dem Blick des Fremden, was ihm in der Welt unserer Vorfahren begegnet.

Alessandro Barbero wurde 1959 in Turin geboren. Er unterrichtet an der Universität von Rom am Institut für Mittelalterforschung. »Das schöne Leben des Edelmannes Robert Pyle und die Kriege der anderen« ist sein erster Roman, für den er 1996 den *Premio Strega*, den angesehensten italienischen Literaturpreis, erhielt.

Alessandro Barbero

Das schöne Leben
des Edelmannes Robert Pyle
und die Kriege der anderen
Roman

Aus dem Italienischen
von Michael von Killisch-Horn

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag, GmbH,
Frankfurt am Main, September 1999

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
Wolfgang Krüger Verlags, Frankfurt am Main
Die italienische Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel
»Bella vita e guerre altrui di Mr. Pyle, gentiluomo«
im Verlag Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Mailand
© Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano 1995

Deutsche Übersetzung:
© Wolfgang Krüger Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1997
Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-14382-9

Das schöne Leben
des Edelmannes Robert Pyle
und die Kriege
der anderen



Prolog

Das Jahr 1848 wird bald zu Ende gehen. Die Blätter der Ahornbäume sind verwelkt, und der Wind, der sie fortweht, riecht schon nach Schnee. Ich bin achtundsiebzig, ein schönes Alter auch in diesem Jahrhundert des Fortschritts, und ich glaube, auch mit mir wird es bald zu Ende gehen. Vielleicht werden Elektrizität, Dampfschiff und Eisenbahn den Menschen ja eines Tages dazu verhelfen, länger zu leben, doch scheint mir, allem Geschwätz der Journalisten zum Trotz, das Gegenteil wahrscheinlicher; wie auch immer, ich werde es niemals erfahren. Die Gicht hat sich meines linken Fußes bemächtigt und gräbt sich schon nach oben durch, so daß sie früher oder später an mein Herz klopfen wird. Ich bedaure das nicht, weil ich an all das Roastbeef denke, das ich gegessen habe, an all den Bordeaux, den ich getrunken habe, und weil ich glaube, daß es das wert war, aber ich kann nicht verhehlen, daß ich mich glücklich schätzen werde, wenn ich noch einen weiteren Herbst erlebe. Mit Sicherheit werde ich keinen neuen Präsidenten mehr erleben, denn General Taylor ist so populär, daß er schon ein weiteres Mal Mexiko den Krieg erklären und ihn verlieren müßte, um in vier Jahren nicht wiedergewählt zu werden, und 1856 werde ich nicht mehr da sein, um zur Wahl zu gehen. Um die Wahrheit zu sagen, dieser ehrenhafte Mann, Mr. Taylor meine ich, ist sogar zu populär, und ich muß mir immer wieder sagen, daß wir ja derselben Partei angehören, um nicht jedesmal einen Anflug von Beunruhigung zu verspüren, wenn ich ihn sprechen höre. Die Amerikaner haben sich in meiner Zeit auf traurige Weise verändert; jetzt können sie nur noch Generälen zujubeln und sie zu Präsidenten wählen. Es mag ja stimmen, daß, wie man mir erklärt hat, ein Präsident aus dem Süden, ein Sklavenhalter, der richtige Mann ist, um die Pflanzer zu beruhigen und die Aboli-

tionisten zum Schweigen zu bringen, so daß seine Präsidentschaft jegliche Gefahr eines Zerbrechens der Union abwenden wird; es mag auch stimmen, daß Mr. Taylor kein vulgärer Maulheld ist, sondern ein Mann mit hehren und strengen Grundsätzen, der bereits angekündigt hat, sein Amt nicht sonntags anzutreten, da es in seiner Familie Brauch ist, den Sabbat zu achten; und doch kann ich mich über diesen Sieg nicht freuen. Erst gestern noch habe ich im *Club* Erstaunen ausgelöst mit der Erklärung, dieses Jahr 1848 sei ein »annus mirabilis« gewesen, allerdings nicht wegen der Wahl Mr. Taylors, sondern wegen der Revolution in Europa. Diese Bemerkung wurde schweigend aufgenommen, man hatte zuviel Respekt, um mir zu widersprechen, doch im stillen fragten sich alle, was ich an diesen Todeszuckungen der Alten Welt denn nur so interessant fände ...

Ich konnte ihnen nicht antworten, daß mein Interesse für die widersprüchlichen und bisweilen kaum zu glaubenden Nachrichten, die dieses Jahr aus Europa herüberdringen, einem ganz persönlichen Gefühl entspringt. Und doch ist es so; denn sonst wäre es unverständlich, warum die Ereignisse von Berlin mich so viel nachdrücklicher getroffen haben als diejenigen von Wien oder Paris. Wenn ich lese, daß der Mob das Arsenal gestürmt hat, daß die Truppen auf dem Gendarmenmarkt geschossen haben, um die Arbeiter aufzuhalten, die zum Schloß marschierten, und daß der König gezwungen war, die Stadt zu verlassen, die sich in der Hand der Revolutionäre befand, kann ich nicht anders, als mich an das Berlin von vor vierzig Jahren zu erinnern: als ich mit eigenen Augen den gegenwärtigen König als Kind in den Armen seiner Mutter spielen und die preußischen Truppen zum Klang der Pfeifen und Trommeln einer noch demütigenderen Niederlage entgegenmarschieren sah, als der Berliner Pöbel ihnen in diesem Jahr zugefügt hat. Und ich kann auch nicht umhin, mich zu fragen, ob Victoire noch immer in der Lindenallee wohnt, wo die Mauern unter ihren Fenstern jetzt von Gewehrschüssen durchsiebt sind; ob Lenchen, falls sie noch lebt und nicht an Syphilis auf einer Krankenhausmatratze oder vor Erschöpfung in einer Besserungsanstalt gestorben ist, den Arbeitern auf den

Barrikaden Essen gebracht hat; ob Oberleutnant von Suckow, jetzt Oberst oder General, die Regimente, die gekämpft haben, um das Schloß zu verteidigen, befehligt hat oder ob er 1830 an der Cholera oder noch früher durch eine Kugel bei Waterloo gestorben ist ...

Es ist nicht nötig, daß ich hier und jetzt erkläre, wer diese Personen sind und wie es kam, daß ich sie kennenlernte. Das alles steht in einem ledergebundenen Büchlein, das seit damals in der Schublade eines wackligen Schreibtischs vergilbt, der seit vielen Jahren auf den Dachboden verbannt ist. Dort wird derjenige, der sich für diese Dinge interessiert, das Tagebuch meiner letzten Reise nach Europa finden, das ich Tag für Tag geführt habe, auf den Tischen der Wirtshäuser, beim Schein der Kerze, bevor ich zu Bett ging, oder auf der Straße, auf einem tragbaren Schreibpult, das in der fahrenden Kutsche schwankte. Meine Handschrift ist winzig, kaum zu lesen, und durch das Nachlassen der Sehkraft und des Gedächtnisses werde ich vielleicht selber nicht mehr imstande sein, die Notizen zu entziffern, die ich vor vierzig Jahren gekritzelt habe. Doch jede Leidenschaft, auch die der Gelehrsamkeit, verdient es, daß man Opfer bringt, um sie zu befriedigen, und ich zweifle nicht, daß eines Tages jemand diese Mühe auf sich nehmen wird. Der Gedanke mißfällt mir, daß, wenn ich einmal nicht mehr sein werde, alles, was ich an Handschriftlichem zurückgelassen habe, für jeden unlesbar werden soll, wie ein Manuskript in einer toten Sprache, zu der niemand mehr den Schlüssel besitzt. Sollte es so sein, dann würde sich die Gabe einer unleserlichen Handschrift, die sich für mich in der Vergangenheit häufig als nützlich erwiesen hat, als ein übler Streich herausstellen. Ich vertraue darauf, daß eines Tages jemand die Schublade öffnen wird und zu lesen anfängt, und sei es auch nur aus Neugier, jene persönlichen Anmerkungen wiederzufinden, die sich immer auf irgendeine Weise in derartige Kladden einschleichen; und an denen es in meinem Tagebuch, das kann ich versichern, nicht fehlt.

Ich hoffe, nach dieser Einleitung ist deutlich geworden, warum ich jenes Büchlein schließlich doch nicht zusammen mit

so vielen anderen Papieren verbrannt habe, mit denen ich das Feuer in diesem kalten Herbst in Gang halte. Mich treibt nicht der Ehrgeiz, der Flut von Schriften, die bereits von Leuten veröffentlicht worden sind, deren einziges Verdienst darin besteht, daß sie in jenen Jahren gelebt haben, ein weiteres Zeugnis hinzuzufügen; auch nicht das fruchtlose Verlangen, wie der Dichter sagt,

*traurige Geschehnisse einer fernen Vergangenheit
und längst vergangne Schlachten*

wieder wachzurufen, sondern eine rein private Leidenschaft, und ich sehe nicht ein, warum ich sie nicht befriedigen sollte, wie ich es mein Leben lang getan habe, und wobei ich mich immer wohl gefühlt habe. Und doch muß ich mir, das ist eine einfache Frage der Wahrscheinlichkeit, vorstellen, daß derjenige, der meine Aufzeichnungen liest, keine unmittelbare Kenntnis von der Zeit hat, in der sie entstanden; von jener unvorstellbaren Zeit, in der Washington ein sumpfiges Dorf ohne eine einzige Kirche war und man in Berlin, aber auch in New York leben konnte, ohne die Arbeiter auch nur wahrzunehmen. Für diesen möglichen Leser mag es zweckmäßig sein, ein paar Worte zu verschwenden, um daran zu erinnern, wie die Welt damals aussah, im Frühjahr 1806, als ich mich auf der Brigg »Liberty« nach Europa einschiffte; und vor allem an die damalige politische Situation in unserem Land, deren Kenntnis unerlässlich ist, will man die Gründe einer Reise verstehen, die selbst mir jetzt, wenn ich daran zurückdenke, verrückt vorkommt.

Es war das sechste Jahr der Präsidentschaft von Mr. Jefferson, und nur wenige erinnern sich heute, daß die Wahl jenes Mannes, der in den Lesebüchern der Schüler als ein Vater der Heimat gefeiert wird, von allen demokratischen Intriganten, gekauften Journalisten und ehrlosen Aufwieglern, die seitdem das Land unsicher machten, mit Befriedigung aufgenommen wurde. Um zu zeigen, wie schlecht das Gedächtnis der Menschen, vor allem in politischen Dingen, ist, genügt es, wenn man darauf

hinweist, daß die Einverleibung Louisianas und der Westgebiete heute als ein Wunder an Weitblick gilt, und niemand würde mir glauben, wenn ich behauptete, daß seinerzeit der Kauf jener Wüste, so groß wie ein Reich und unregierbar, Fassungslosigkeit bei den rechtschaffenen Leuten ausgelöst hatte. Einer nach dem anderen haben sich die föderalistischen Abgeordneten im Kongreß auf dem Podium abgelöst, um daran zu erinnern, daß die Verfassung dem Präsidenten durchaus die Macht verleiht, einen derart außergewöhnlichen Akt zu vollziehen. Im übrigen hatte Frankreich keinerlei Recht, uns jenes Gebiet zu verkaufen, das der König von Spanien ihm nur unter der Bedingung überlassen hatte, daß es nicht an Dritte weiterverkauft wird, und in das kein französischer Soldat jemals den Fuß gesetzt hatte. Kurz, Bonaparte hatte uns lediglich ein Stück Papier verkauft, und wir hatten uns zu Komplizen des schamlosesten Straßenräubers und Banditen gemacht, den die Geschichte kennt. Doch Mr. Jefferson stellte klar, daß es sich um metaphysische Haarspaltereien handelte und daß in Wahrheit, wie sich in der Folge gezeigt hat, dehnbare Gewissen eine dehnbare Verfassung schaffen ...

Die Besorgnis über die Schäden, die ein Jakobiner wie Mr. Jefferson dem Land zufügen konnte, wurde nur noch übertroffen von der Bestürzung darüber, daß eine derartige Person unter den amüsierten Augen der europäischen Botschafter in den Rang des Repräsentanten der Nation erhoben werden konnte. Wenn ein Minister Seiner Majestät des Königs von England sich mir gegenüber beklagte, der Präsident sehe aus und benehme sich wie ein Bauer und habe ihn in Pantoffeln empfangen, mußte ich mich nicht wenig anstrengen, um ihn zu überzeugen, daß diese Aufmachung keine absichtliche Beleidigung seines Landes sei, sondern daß Jefferson uns alle in dieser Kleidung empfangen. Und nicht nur uns, hätte ich hinzufügen können: Als der Botschafter des Beys von Tunis in Seide und Brokat gekleidet und über und über mit funkelnden Juwelen behängt an Land ging, empfing der Präsident ihn in wollenen Kniestrümpfen und zerlumpten Hausschuhen. Im übrigen waren seine Anhänger nicht besser als er, er repräsentierte sie perfekt; und er wäre auch nicht

in Verlegenheit gekommen, wenn, wie boshafte Stimmen beim Kauf Louisianas in Umlauf brachten, die Wilden aus dem Westen wirklich ins Kapitol gekommen wären, um seine Präsidentschaft mit ihrer Stimme zu unterstützen. Eines Tages bemerkte ein Gentleman, der gerade aus England gekommen war, während er nach einem eher reichlichen Mahl eine Zigarre rauchte und meinen Portwein trank, daß nach dem Sieg der Demokraten im Kongreß nur noch fünf oder sechs Männer saßen, die wie Gentlemen aussähen; alle anderen nähmen an den Sitzungen teil gekleidet wie Bauern, die gerade vom Feld kommen. Und er hatte zweifellos recht, wie andere vor ihm, die sich tödlich beleidigt fühlten, wenn sie beim Präsidenten zum Essen eingeladen waren und bei ihrer Ankunft entdecken mußten, daß alle bereits bei Tisch saßen und niemand es der Mühe wert gehalten hatte, ihnen einen Platz freizuhalten ...

Doch schweifen wir nicht ab. Um der Gerechtigkeit willen müssen wir daran erinnern, daß nach ein paar Jahren die schlimmsten Erwartungen in bezug auf Mr. Jefferson sich immer noch nicht bewahrheitet hatten. Seine Politik gegen die Tagelöhner war nach dem Staatsstreich Bonapartes weniger konziliant geworden, und noch weniger nach dem Aufstieg dieses Edelmanns zum Kaiser, da die plötzliche Inflation von Goldlitzen auf der Kleidung der französischen Abgesandten ihm aufs äußerste mißfallen hatte. Als dann aus Europa die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz herüberdrang, bewog ihn die allgemeine Meinung, der zufolge England am Ende sei und schon sehr bald unter das Joch Frankreichs geraten werde, sein tief verwurzeltes Vorurteil dem alten Land gegenüber zu überdenken. Der Mann, der einmal erklärt hatte, seiner Meinung nach hätten die maßgeblichen Persönlichkeiten unserer Partei kein anderes Ideal als englische Stiefel zu lecken, sah sich gezwungen anzuerkennen, daß eine andere und sehr viel ernstere Gefahr unsere Freiheit bedrohte; und daß die Vereinigten Staaten ihr Schicksal von nun an mit der englischen Nation und Flotte verbinden mußten, um der tödlichen Umarmung eines Liebhabers zu entgehen, der sich unversehens als untreu erwiesen hatte. Und tatsächlich

konnte man nur aufs höchste alarmiert sein, wenn man sah, wie die Erfolge Frankreichs das Volk anstachelten: In New York wurden die Offiziere und Matrosen der englischen Schiffe vom Pöbel ausgepöfien, sobald sie auch nur wagten, den Fuß auf festen Boden zu setzen, und man konnte glauben, das Land würde sich spontan Bonaparte unterwerfen, wenn er nur eine Streitmacht herüberschicken würde.

Ich möchte jetzt nicht, daß der Leser diese Ereignisse mit dem Maß unserer Epoche mißt; denn in diesem Fall würden sie ihm unverständlich bleiben. Heute, da unsere Fahne von einem Ozean zum andern weht, weit über der Hälfte des nordamerikanischen Kontinents, da unsere Armeen in Mexiko einmarschirt sind und unsere Fregatten in den Häfen Chinas vor Anker liegen, können die Vereinigten Staaten durchaus gelassen auf die Revolutionen in Europa blicken. Aber in jener Zeit, von der ich spreche, war unsere Lage eine ganz andere; und jede in den Rathäusern gehaltene Rede, jede Bewaffnung von Schiffsgeschwadern oder Aushebung von Regimentern, die von einer europäischen Regierung beschlossen wurde, jede in den Pariser Zeitungen gedruckte Lüge ließen uns erbeben und um unser Schicksal bangen. Die Vereinigten Staaten waren zu schwach, um sich gegen einen Gegner zu verteidigen, der entschlossen war, mit Gewalt vorzugehen, und wenn jemals eine Macht beschlossen hätte, uns zu beleidigen, wären wir nicht in der Lage gewesen, anders als mit Worten auf die Beleidigung zu reagieren: Wir verfügten weder über eine Armee noch über eine Marine, und zudem war, das Schlimmste von allem, die Staatskasse leer. Unsere einzige Rettung war, wohlwollende und mächtige Freunde zu finden, die imstande wären, unsere Freiheit zu verteidigen; und sogar jener Duodezbonaparte, der geliebte Präsident, King Thomas I., wie die englischen Journalisten ihn nannten, sah ein, daß diese Freunde nur in England gefunden werden konnten. Anfangs glaubten nur wenige an seine Aufrichtigkeit; auch vollkommen ehrenhafte Personen waren damals im Grunde überzeugt, daß Mr. Jefferson sich den Franzosen für Geld verkauft hatte. Doch König Thomas setzte uns in

Erstaunen, als er zugab, die Eröffnung von Verhandlungen mit England sei die beste Garantie für unseren Aufschwung, und den Worten ließ er Taten folgen: Im Frühjahr 1806, als endgültig sicher war, daß Pitt tot und in die Regierung Seiner Majestät, die jetzt in den Händen Lord Grenvilles lag, ein vernünftiger Mann wie Mr. Charles Fox eingetreten war, wurde mein Vetter William Pinkney nach London geschickt, um ein Abkommen auszuhandeln, das unseren Kaufleuten die freie Schifffahrt garantieren sollte, und zugleich, daß die englische Flotte sie im Bedarfsfall vor jedem möglichen Feind schützen würde.

Als Pinkney den Auftrag annahm, bemerkte er, daß die englischen Unterhändler sich ihm gegenüber in einem unabsehbaren Vorteil befänden, wenn er nicht über Informanten auf dem Kontinent verfüge. Bonapartes Siege hatten das Gefüge der europäischen Politik erschüttert, und so bedeutsame Verhandlungen durften sich nicht der Gefahr aussetzen, aus Mangel an rechtzeitigen Informationen über die Absichten der verschiedenen Mächte zu scheitern, die in einem Ausmaß schillernd waren wie niemals zuvor; und man konnte auch unseren Konsulatsvertretern nicht vertrauen, tüchtigen Kaufleuten, die zwar in der Lage waren, den Kurs der Baumwolle und des Zuckers vorherzusehen, von Politik aber nichts verstanden und nur selten oder nie bei Hof empfangen wurden. Die Anregung, Botschaften in Sankt Petersburg und Berlin einzurichten, rief im Kongreß nicht wenig Unwillen hervor, denn die amerikanische Öffentlichkeit protestierte damals mehr noch als heute lebhaft gegen jede Ausgabe, die dazu diene, kostspielige Vertretungen in Europa zu unterhalten. Nach mühsamen Verhandlungen, in denen der Finanzminister, wie ich leider sagen muß, eine unrühmliche Rolle spielte, entschloß man sich jedoch am Ende, in jede dieser Hauptstädte einen außerordentlichen Abgesandten zu schicken, der nur die Hälfte der Bezüge eines ständigen Vertreters bekam und die Aufgabe hatte, nur so lange dort zu bleiben, bis der Vertrag mit dem Hof von Sankt Jakob geschlossen wäre. Unter welchem Vorwand die Abgesandten auch immer bei den Monarchen akkreditiert würden, ihre Aufgabe war es, aufmerksam die

Intrigen der Franzosen zu verfolgen, deren Agenten damals ganz offen in allen Hauptstädten Europas operierten; vor allem jedoch unsere Unterhändler in London über die vorherrschenden Stimmungen in den jeweiligen Kabinetten auf dem laufenden zu halten.

Bis zu dem Tag hatte ich am politischen Leben des Landes sehr wenig teilgenommen. Bei meiner Rückkehr aus England, wo ich Jahre verbracht hatte, die ich noch heute für die angenehmsten meines Lebens halte, hätte mein Vater es gern gesehen, wenn ich mich den Wahlen für den Senat des Staats gestellt hätte. Da ich jedoch die Gewohnheiten unserer vornehmen Herren von Maryland kannte, die auf die Türen ihrer Kutschen Wappen malen und Neger für ihre Tabakpflanzungen kaufen, sich aber dennoch entehrt fühlen würden, wenn sie nicht die Demokraten wählten, hatte ich keinerlei Absicht, mich einer schmachvollen Niederlage auszusetzen, und so zog ich es vor, Baltimore zu verlassen und nach New York zu gehen, um dort im Anwaltsbüro meines Onkels van Cortlandt zu arbeiten. Ich glaube nicht, daß ich, wenn es nur von mir abgehängt hätte, daran gedacht haben würde, mich um eine jener Gesandtschaften zu bewerben, die letztlich nur wenig Ruhm verhiessen. Bill Pinkney brachte meinen Namen ins Gespräch, obwohl unsere politischen Ansichten alles andere als übereinstimmten. Der Leser möge sich beruhigen, der bei der Lektüre dieser Zeilen ungläubig aufgeschaut und sich die Brille mit dem Taschentuch geputzt haben sollte: Auch damals herrschte bei uns ebenso wie heute jenes reizende System, das sich nicht allzusehr mit den Grundsätzen einer republikanischen Regierung verträgt, bei dem das Verdienst, welcher Art auch immer, nicht die geringste Rolle spielt und die einzige unerläßliche Qualifikation für ein öffentliches Amt die Parteitreuheit ist. Aber gerade aufgrund dieses Prinzips, das unserer Politik so sehr zur zweiten Natur geworden war, befand Bill Pinkney sich in arger Verlegenheit, als er Mitarbeiter für das zu wählen hatte, was möglicherweise, im Guten oder im Schlechten, ein Versuch der Wiederannäherung an England sein konnte. Die neue Regierung hatte ohne Ausnahme